

Als Linus aus dem Fenster sprang

Seelische Leiden Buben spielen Fussball. Linus auch. Doch phasenweise will er gar nicht spielen: Er ist depressiv. Mit dieser Diagnose ist er nicht alleine. Wenn Kinder in ein tiefes Loch fallen, verstehen die Eltern die Welt nicht mehr

VON SARA FORRER

Es ist ein ganz normaler Freitagmorgen. Linus* scheint zu Hause aufgeweckt und zufrieden. Im Kalender, in dem er seine Laune einträgt, lachen Smileys. Deshalb macht sich seine Mutter Silvia Loser auch keine Sorgen, als der 12-Jährige ihr gegen neun Uhr ein SMS schickt: «Ich hatte euch lieb» - mit einem Blümlein hintendran. Sie denkt noch: «Sohn, du bist in der Schule. Konzentrier dich und schreibe keine SMS mit Schreibfehlern.» Am Mittag ruft ihr Mann an. «Linus ist vom Vordach der Schule gesprungen. Er wollte sich das Leben nehmen.» Gottlob habe er sich nicht verletzt.

Silvia Loser* sitzt im Garten und erzählt offen über das, was vor knapp einem Jahr passiert ist. Über den Schock, über die Zeit danach - und davor. Alles begann bereits im Kindergarten, wo der «Wirbelwind» nicht mehr wirbeln konnte. Still sitzen im Kreis? Ging nicht. Linus spielte den Clown. Nur während des Turnunterrichts fühlte er sich wohl. Der Kinderarzt stellte daraufhin ein ADHS fest und wollte Ritalin verschreiben. «Nein, unser Sohn doch nicht», dachte die Familie zuerst und griff auf homöopathische Chügeli zurück - vergebens. Linus wurde immer stiller, zog sich zurück. Sein geliebter Fussball blieb in der Ecke liegen. Der Bub kämpfte nicht mehr gegen gegnerische Mannschaften, sondern gegen seine Gedanken.

Linus ist nicht allein

Nach einigem Hin und Her befolgten die Eltern dennoch den ärztlichen Rat und gaben Linus Tabletten. Diese verfehlten bei dem Erstklässler ihre Wirkung nicht. «Die Schule war weniger qualvoll. Er konnte besser stillsitzen, blühte wieder auf und spielte wieder mit seinen Freunden», erzählt Silvia Loser. Erst mit dem Übertritt in die Mittelklasse tauchten alte Muster auf. Der stärkere Druck in der Schule machte Linus zu schaffen. Der Bube verzog sich häufig ins Zimmer. Verabredete sich nicht mehr mit seinen Kollegen. Stelle bohrend Fragen über die Zukunft. Als die Mutter eines Tages einen Abschiedsbrief in krakeliger Schrift geschrieben im Zimmer des damals 11-jährigen fand - an sie adressiert -, wusste sie: Nun musste wieder professionelle Hilfe her.

Mit seinen depressiven Verstimmungen ist Linus nicht alleine. Zwar gibt es bei Kindern keine exakten Zahlen. Doch Experten gehen davon aus, dass rund drei Prozent der Kinder unter 12 Jahren an Depressionen leiden. Im Jugendalter steigt die Anzahl Betroffener an. Fünf Prozent der 12- bis 16-jährigen Jugendlichen sind gemäss internationalen Studien schwermütig. Dabei neigen Mädchen häufiger dazu als Buben. Einen Anstieg hat es in den letzten Jahren nicht gegeben. «Wir gehen davon aus, dass die Zahlen stabil geblieben sind», sagt Alain Di Gallo, Chefarzt der Kinderpsychiatrischen Klinik der Universitäten



Drei Prozent der Kinder unter 12 Jahren leiden an Depressionen (Symbolbild).

KEystone/KEVIN CURTIS

Psychiatrischen Kliniken (UPK) in Basel. «Heute hat die Sensibilität für seelisches Leiden aber zugenommen und die Diagnostik wird sorgfältiger durchgeführt.» Dies gilt auch für andere Krankheiten wie ADHS und Autismus.

Doch was führt dazu, dass gerade Kinder, welche doch eigentlich lachen, spielen und unbeschwert das farbige Leben geniessen sollten, in schwarze Löcher fallen? «Die Gründe sind sehr vielfältig», sagt Dagmar Pauli, Chefärztin am Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienst des Kantons Zürich. Einerseits gebe es eine Veranlagung dafür - in der Familie wird eine gewisse Neigung zu Depressionen vererbt. Andererseits kommen Belastungen aus der Umwelt hinzu. Diese können durch Über- oder Unterforderung in der Schule, Mobbing, Stress oder familiäre Probleme entstehen. Meist ergibt eines das Nächste: Freunde werden plötzlich zu Feinden, dies führt zu schlechten Noten, der Druck zu Hause steigt. «Es ist dann eine

Teufelsspirale», so Pauli. Besonders anfällig sind Kinder mit ADHS. «Mit ihrer meist impulsiven, unkonzentrierten Art ecken sie im Alltag mehr an als andere Kinder», erklärt Pauli. Immer heisst es: Sitz still! Konzentrier dich endlich! Schreib schön! Mit ihrer zappeligen Art kommt es in der Schule zu Problemen - weil der Kopf bereits draussen spielt, statt drinnen lernt. Die ständige Kritik nagt am Selbstwertgefühl. «Dadurch sind diese Kinder besonders betroffen, zusätzliche Störungen wie beispielsweise Depressionen zu entwickeln», fügt Di Gallo hinzu.

Wenig verwunderlich, geraten einige Kinder in einen dunklen Tunnel, aus dem sie keinen Ausweg mehr sehen. Zwar kommen Suizidversuche bei Kindern - zum Glück - selten vor. Jedoch nehmen sie im Jugendalter zu. «Meistens machen die Betroffenen vorgängig in irgendeiner Form darauf aufmerksam. Manchmal ist es aber auch eine Kurzschlussreaktion - in jedem Fall ist

es ein Hilferuf», betont Di Gallo. Ein Versuch drücke immer eine tiefgreifende Not aus. Die Familie und das Umfeld müssten diese sehr ernst nehmen und darauf reagieren.

Linus geht in die Klinik

Dies war auch Losers bewusst. «Linus hat eine Hemmschwelle überschritten. Wir mussten handeln», sagt Silvia Loser. Mit der Psychiaterin sprachen sie einen Tag nach dem Suizidversuch über eine stationäre Behandlung. Linus stimmte von sich aus zu. Schon am nächsten Tag fuhren ihn die Eltern hin. «Ich habe mich schlecht gefühlt. Linus hatte bis zu diesem Zeitpunkt noch nie auswärts geschlafen», erinnert sich Silvia Loser. Doch die intensive Auseinandersetzung mit sich selbst in einer kleinen Gruppe tat Linus gut. Seine Eltern besuchten ihn zweimal in der Woche. Insgesamt blieb er fünf Monate.

Heute ist er wieder daheim. Er hat die Schule gewechselt und ist nun in einer

kleinen Klasse mit weniger Kindern. Und er geht zu einer neuen Psychologin. «Für uns war es so etwas wie ein Neuanfang», erklärt Loser. Todschweigen wollen sie das Erlebte aber nicht. «Uns ist wichtig, offen darüber zu reden. Schliesslich ist dies ein einschneidender Teil im Leben von Linus», betont Silvia Loser.

Für Linus selbst haben die Eltern eine Kiste erstellt, wo sich alle Bastelarbeiten und Fotos, welche während der stationären Behandlung entstanden sind, stapeln. Wenn der Bube will, kann er die Kiste hervorholen und mit seinen Eltern darüber reden. Wenn nicht, dann bleibt sie unter dem Bett. «Er soll die Freiheit haben, selbst darüber zu entscheiden», so Loser. Auf die Frage, wie es Linus heute gehe, zögert sie. «Ich glaube, es geht ihm gut», sagt sie. Wie es jedoch in seinem Innersten wirklich aussehe, das wisse nur einer: Linus selbst.

*Name geändert

Facebook manipuliert Nutzer für Psychoexperiment

Digital Forscher haben die Nachrichtenströme von Facebook-Nutzern für eine Studie verfälscht. Die Empörung ist gross, dabei manipuliert uns das soziale Netzwerk ständig.

VON RAFFAEL SCHUPPISSER

Facebook hat die Newsfeeds von Nutzern gezielt manipuliert - und zwar zu wissenschaftlichen Zwecken. Bei einem einwöchigen Experiment wollten Forscher ermitteln, wie sich Emotionen in Netzwerken ausbreiten. Entsprechend wurden für Nutzer die Einträge ihrer

Facebook-Freunde vorgefiltert: Den einen wurden vor allem positive Nachrichten angezeigt, den anderen überwiegend negative.

Das Brisante daran: Die rund 690 000 ausgewählten englischsprachigen Nutzer wussten nicht, dass sie Teil eines Forschungsexperiments waren. Viele Nutzer zeigten sich deshalb empört über die Studie, die bereits vor einem Monat in einem Fachjournal erschienen ist, von der die Öffentlichkeit aber erst jetzt Notiz genommen hat, da sie verschiedene Medien aufgegriffen haben.

Darf Facebook das - unsere Newsfeeds manipulieren? Ja, und das tat das soziale Netzwerk nicht nur im Rahmen des einwöchigen Experiments. Face-

book tut das ständig. Die Nutzer bekommen nicht alle Posts zu sehen, welche die Freunde veröffentlichen, sondern bloss eine gefilterte Auswahl davon. Ansonsten würde ein durchschnittlicher Facebook-Nutzer nämlich täglich mit 1500 Posts überschwemmt. Was wir sehen und was nicht, das bestimmt Facebook eigenmächtig. Wie dieser Filteralgorithmus funktioniert, wissen wir nicht.

Riesiger Fundus an Daten

Nur der Zweck des Filters ist klar: Wir sollen eine möglichst attraktive Auswahl an Nachrichten erhalten, sodass wir möglichst viel Zeit auf Facebook verbringen. Es ist anzunehmen, dass das

soziale Netzwerk den Filteralgorithmus ständig verbessert und anpasst. Facebook rechtfertigt die umstrittene wissenschaftliche Studie dann auch damit, dass solche Experimente wichtig seien, um die Mitglieder zu verstehen.

Die Erkenntnisse der Studie: Menschen, die mehr positive Nachrichten sehen, neigen etwas eher dazu, auch selbst Einträge mit positivem Inhalt zu veröffentlichen - und umgekehrt. Wenn Facebook also möchte, dass die Leute für eine möglichst positive Stimmung auf dem sozialen Netzwerk sorgen, könnten einfach negative Posts öfters weggefiltert werden - und die Leute würden von sich aus mehr positive Nachrichten verbreiten.

Für Forscher bietet Facebook einen riesigen Fundus an Daten, die sich für verschiedene Studien nutzen lassen. Bei Facebook angestellte Wissenschaftler haben Zugriff auf alle Daten - die anderen mindestens auf jene, welche die Nutzer von sich aus öffentlich preisgeben. Nicht immer werden die User dabei um Einwilligung gefragt. Und mindestens bei einem weiteren Experiment wurden Nutzer auch schon manipuliert. So wurden bei den US-Präsidentenwahlen User durch die Forscher zur Stimmabgabe aufgefordert - teils kombiniert mit «Ich habe gewählt»-Posts von Freunden. Es zeigte sich, dass die Leute eher an die Urne gehen, wenn sie sehen, dass auch ihre Freunde gewählt haben.